



KATHOLISCH-THEOLOGISCHE PRIVAT UNIVERSITÄT

LiWiRei 3

Linzer WiEGe Reihe

Beiträge zu Wirtschaft – Ethik – Gesellschaft

Hanjo Sauer

Das liebe Geld

Ein theologischer Essay

Linz, Jänner 2012

www.wiege-linz.at/band3



Zum Autor:

Geboren 1944, besucht Sauer nach der Grundschule 1954- 63 das Studienseminar Aufseesianum am Humanistischen Alten Gymnasium in Bamberg. 1963 erfolgen der Eintritt in das Priesterseminar Bamberg und das Philosophiestudium an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Bamberg. 1965-68 absolviert Sauer das Theologiestudium an der Universität Innsbruck und 1968-69 am Institut Catholique in Paris, ehe er 1970-73 zum Weiterstudium nochmals in Innsbruck weilt. 1972 Priesterweihe durch Erzbischof DDr. Josef Schneider in Bamberg, 1974 Promotion zum Dr. theol. in Innsbruck mit einer Dissertation über den Theologiebegriff bei Franz von Baader (1765-1841). 1974-79 Mitarbeit bei SOS-Kinderdorf-International, 1979-80 Seelsorgetätigkeit in Münchberg (Oberfranken), 1980-83 Religionslehrer am Kaiser-Heinrich-Gymnasium in Bamberg. 1981-85 Lehrauftrag für Dogmatik an der Theologischen Fakultät der Universität Bamberg, 1985-92 Diözesanfamilienseelsorger der Erzdiözese Bamberg.

1992 Habilitation in Fundamentaltheologie und Religionswissenschaft an der Universität Würzburg mit einer Arbeit über die Offenbarungskonstitution des II. Vatikanischen Konzils. 1993-2009 Professor für Fundamentaltheologie an der Katholisch-Theologischen Hochschule (bzw. ab 2000 Privatuniversität) Linz und 1996-98 deren Rektor. Seit 2009 emeritiert.

Homepage: www.ktu-linz.ac.at/personen/sauer

Mail: h.sauer@ktu-linz.ac.at

Impressum:

Linzer WiEGe Reihe. Beiträge zu Wirtschaft – Ethik – Gesellschaft (LiWiRei, Band 3)

Online-Publikation

ISSN 2071-0844

Herausgegeben im Auftrag der Arbeitsgruppe WiEGe der Katholisch-Theologischen Privatuniversität Linz von Michael Rosenberger und Edeltraud Koller, Bethlehemstraße 20,

A – 4020 Linz

www.wiege-linz.at

Zitationsvorschlag:

Sauer, Hanjo, Das liebe Geld. Ein theologischer Essay, Linz 2012 (LiWiRei, 3).

Download unter: <http://www.wiege-linz.at/band3> (Zugriff am [Datum]).

Inhaltsverzeichnis

1. Erfahrungen im Umgang mit dem Geld	1
2. Was Kinder zum Umgang mit Geld sagen	2
3. Gebet vor einem Geldschein	3
4. Nachlese bei Heinrich Heine.....	6
5. Wie Schurken Gutes bewirken können	8
6. Der Symbolwert des Geldes.....	10
7. Das Geld zwischen Vergötzung und Verteufelung.....	11
8. Das Geld und seine lebensgeschichtliche Bedeutung	12
Profil der Linzer WiEGe Reihe. Beiträge zu Wirtschaft – Ethik – Gesellschaft	15

1. Erfahrungen im Umgang mit dem Geld

Allein die Tatsache, dass es in der deutschen Umgangs- und Dialektsprache eine Unzahl von Synonymen für das Wort „Geld“ gibt, zeigt die lebensweltliche Bedeutung dessen, von dem hier die Rede sein soll. Die Kulturgeschichte macht deutlich, welche tiefgreifende gesellschaftliche Umbrüche sich mit der Einführung des Geldes vollzogen haben und wie ambivalent dessen Bedeutung für den Alltag erlebt wurde: einerseits als gewaltiger zivilisatorischer Fortschritt, der den unmittelbaren Tauschhandel abgelöst und eine bis dahin nicht gekannte Mobilität vom Austausch und dem Handel mit Waren möglich gemacht hat, andererseits jedoch auch ein Einfallstor für Betrug, arglistige Täuschung und den Verfall sozialer Werte. Besonders deutlich lässt sich der Protest gegen so genannte frühkapitalistische Tendenzen im Rahmen einer feudalistischen Gesellschaft an den Armutsbewegungen des Mittelalters ablesen, als das Geld auf einmal gegenüber Grund und Boden eine bis dahin nicht gekannte Bedeutung gewonnen hat. Diese stellten der offensichtlichen Erfahrung, alles sei für Geld zu haben, die Radikalität eines Lebens entgegen, das – nicht selten mit Berufung auf das jesuanische Erbe, wie wir das von Franz von Assisi kennen – mit den zivilisatorischen Errungenschaften brach und eine neue Lebensform kreierte, die sich mit allem Nachdruck aus den Zwängen der Geldwirtschaft zu befreien suchte. Eindrucksvoll wird bei einem kulturgeschichtlichen Blick auch deutlich, welche erheblichen Schwankungen das Vertrauen in das Geld unterworfen war, wenn im Spätmittelalter etwa der Silbergehalt der Münzen herabgesetzt und in Konsequenz auf diese politische Maßnahme zwischen „gutem“ und „schlechtem“ Geld unterschieden wurde.

Manche Lebens- und Denkeinstellungen der Generation unserer Eltern und Großeltern lässt sich auf die lebensgeschichtlich sehr einschneidende Erfahrung ungebremster Inflationen und Währungsreformen zurückführen, die in Deutschland in Folge der Kriege – besonders im Jahr 1923 – durchgeführt wurden. Als psychologisch besonders verhängnisvoll erwies sich dabei der Vertrauensverlust in den Staat, dessen als mündelsicher angesehene Kriegsanleihen wertlos geworden waren und die finanzielle Basis zahlreicher Familien vernichtet hatten. Die Währungsreform von 1948 war nicht mit einer so einschneidenden psychologischen Erschütterung verbunden, weil sich der Zusammenbruch des Wirtschaftssystems und die Geldentwertung bereits in den Kriegsjahren absehen ließen. Dies führte dazu, dass mein Vater in den 40er Jahren, in denen er als Soldat in Würzburg stationiert war, bestrebt war, seinen kümmerlichen Sold in Sachwerte umzusetzen. In seiner Freizeit ging er in Textil- und Kurzwarengeschäfte und kaufte ein, was er bekommen konnte. Aufgrund der Kriegswirtschaft waren diese Waren jedoch alles andere als „Wertgegenstände“. Meine Mutter hob sie nach dem Krieg noch eine

Zeitlang auf. Langsam wurde dann alles entsorgt, für dessen Erwerb mein Vater viel Zeit und Energie aufgewandt hatte.

Die Geschichte des Geldes und des Umgangs mit ihm ist immer auch eine sehr persönliche Geschichte, die ein Schlaglicht auf die ganze Gesellschaft und die Lebenswelt insgesamt wirft.

2. Was Kinder zum Umgang mit Geld sagen

Als junger Kaplan machte es mir während der letzten Phase meines Studiums in Innsbruck, als ich an meiner Dissertation schrieb, große Freude, zu den Sonntagsgottesdiensten in eine kleine Gemeinde im Oberinntal zu fahren und seelsorgliche Dienste zu leisten. An persönlicher Motivation fehlte es nicht: Da waren zunächst die jungen Familien in der Gemeinde, die es besonders schätzten, für die Gottesdienste mit ihren Kindern einen jungen Priester zu haben, der auf die Kinder einzugehen wusste. Da war aber auch ein lebenswürdiger alter Pfarrer, der für eine Reihe von kleinen Mittelgebirgsdörfern, zu denen auch „meine“ Gemeinde gehörte, verantwortlich war. Er war sichtlich froh, die meisten Gottesdienste und auch sonst eine Reihe von Verpflichtungen, wie etwa die Vorbereitung auf die Erstkommunion, abgeben zu können. Seine Dankbarkeit zeigte er in einem großen Vertrauensvorschuss, der mir bei der Gestaltung der Gottesdienste und meiner seelsorglichen Tätigkeit überhaupt vollkommen freie Hand ließ.

Nun hatte ich den Ehrgeiz, mit meinen Predigten die Kinder anzusprechen und mich – soweit mir das überhaupt möglich war – ein Stück in ihre Erfahrungswelt einzufühlen. Als eines Sonntags das Gleichnis von den Talenten als Sonntagsevangelium auf dem liturgischen Plan war, überlegte ich mir, welchen kindgerechten Ansatzpunkt ich denn bei der Interpretation dieses Gleichnisses finden könne. Nun dachte ich, besonders lebensnah könnte das Thema „Taschengeld“ sein. Mir war natürlich klar, dass es darauf zu achten galt, keine sozialen Unterschiede – etwa bezüglich der Höhe des Taschengeldes, das den Kindern zur Verfügung stand – zur Sprache kommen zu lassen. Die Höhe des verfügbaren Taschengeldes war ja auch nicht von Interesse, sondern der rechte Umgang mit dem Geld. Bei diesen Überlegungen war ich ganz überzeugt davon, dies sei ein lebenspraktisches Thema, zu dem sich die Kinder auch etwas überlegen könnten. Ich fing meine Ansprache also so an, dass wir uns einmal gemeinsam überlegen könnten, was ein besonnener und gerechter Umgang mit Geld sei. Auf meine Frage: „Was kann man mit Geld Gutes tun?“ flogen die Finger nur so in die Höhe. Die Antworten („Brot für die Armen kaufen“; „Einem armen Kind ein Eis schenken“ etc.) waren zwar alle etwas idealistisch, aber die Ideen wollten kein Ende nehmen. Ich fragte zur Verdeutli-

chung der Thematik also weiter: „Was kann man mit Geld denn Böses tun?“. Zu meinem Erstaunen sah ich in besorgte lange Gesichter, aber niemandem wollte dazu etwas Rechtes einfallen, auch als ich nochmals gezielt nachfragte. Nun wollte ich mich aber in meinem didaktischen Eifer nicht bremsen lassen, sondern griff spontan zur sichersten Methode, die mir einfiel. Ich sah einen kleinen Jungen direkt an und fragte ihn persönlich: „Na, Hansl, was meinst du? Was kann man mit Geld Böses tun?“ Mir war klar, dass mich der Junge nicht im Stich lassen würde, denn erstens mochte er mich und zweitens wusste er, dass er – so persönlich angesprochen – weder sich, noch auch mich blamieren durfte. Ich sah ihm in seiner Mimik regelrecht die Denkanstrengung an. Dann brachte er stoßweise hervor: „Na ja, ich könnte mir ja ein Gewehr kaufen und den Pfarrer erschießen.“ Trotz der sonst andächtigen Atmosphäre in der kleinen Kirche gab es ein Riesengelächter. Ich wollte auf keinen Fall, dass sich der Junge ausgelacht fühlte und bestätigte ihm eindrücklich, dass das, was er sich da ausgedacht hatte, wirklich etwas ganz Böses sei.

3. Gebet vor einem Geldschein

Als jungen Menschen hat mich das Buch „Herr, da bin ich“, eine Sammlung von Gebeten, sehr beeindruckt. Ich habe diese vor allem in Gruppenstunden häufig vorgetragen. Das Buch stammte aus der Feder des französischen Priesters Michael Quoist (1921 – 1997). Dieser war durch sein Studium der Sozial- und Politikwissenschaften in hohem Maße sensibilisiert für die realen Nöte und Lebensprobleme der Menschen, die ihm begegneten. Er schrieb seine Dissertation über die soziologischen Strukturen der Altstadt von Rouen und interessierte sich in seiner Seelsorgearbeit vor allem für junge Menschen. Das erwähnte Gebetbuch in unkonventioneller Sprache, das auf Deutsch unter dem Titel „Herr, da bin ich“ erschienen ist und weltweit eine Auflage von über zweieinhalb Millionen Exemplaren erreicht hat, veröffentlichte er 1954. Die Faszination der Texte liegt vor allem darin, dass sich Quoist ohne jede Berührungsscheu aktuellen Lebensfragen stellt und seine religiöse Sichtweise mit großer spiritueller Kraft darzustellen vermag. Eines dieser Gebete lautet: „Gebet vor einem Geldschein“.

In der Einführung schreibt Quoist: „Man kann das Geld niemals ehrerbietig genug behandeln, denn die Mühsal, die es darstellt, hat Schweiß und Blut gekostet. Das Geld ist furchtbar, es kann dem Menschen dienen oder ihn zugrunde richten.“¹ Insbesondere verweist er auf die Warnung des Jakobusbriefes: „Euer Reichtum ist vermodert, eure Gewänder sind Mottenfraß geworden. Euer Gold und Silber ist verrostet; und ihr Rost wird Zeugnis wider euch sein... Sehet, der Lohn, den ihr den Arbeitern, die eure Felder eingeerntet haben, vorenthalten habt,

¹ QUOIST, M., Herr da bin ich. Gebete, Graz-Wien-Köln 1960, 45.

er schreit, und der Schrei der Schnitter ist zu den Ohren des Herrn der Heerscharen gedrun-
gen.“ (Jak 5, 2-4) Als weiteres Schriftwort zitiert er den evangelischen Rat bezüglich des Be-
sitzes nach Lukas: „Verkauft eure Habe und gebt davon Almosen! Erwerbt euch Beutel, die
nicht altern, einen Schatz im Himmel, der nicht abnimmt, an den kein Dieb kommt, den keine
Motte zerfrisst. Denn wo euer Schatz ist, da wird auch euer Herz sein.“ (Lk 12, 33-34). Das
erwähnte Gebet lautet:

„Herr, sieh diesen Geldschein, er macht mir Furcht.

Du kennst sein Geheimnis, Du kennst seine Geschichte. Wie ist er schwer!

Er bedrückt mich, denn er redet nicht,

Er wird niemals erzählen, was er in seinen Falten birgt,

Er wird nie preisgeben, was er an Mühsal und Kämpfen bedeutet.

Er ist durchtränkt von menschlichem Schweiß,

Er ist befleckt von Blut, von Enttäuschung, von verspotteter Würde.

Er ist reich von der ganzen Last menschlicher Arbeiten, die er enthält und die ihm seinen
Wert gibt.

Herr, er ist schwer, schwer.

Er bedrückt mich, er macht mir Furcht,

Denn er hat Tote auf dem Gewissen,

All die armen Kerle, die sich beim Akkord zu Tode geschunden haben um seinetwillen ...

Um ihn zu haben, um ihn für einige Stunden zu besitzen.

Um von ihm ein wenig Vergnügen, Freude, Leben zu erlangen ...

Durch wie viele Finger ist er gegangen, Herr?

Und was hat er getan auf seinen langen, verschwiegenen Wegen?

Er hat der strahlenden Braut weiße Rosen in den Arm gelegt,

Er hat die Taufgeschenke bezahlt und das rosige Kindlein ernährt.

Er legte das Brot auf den Familientisch.

Er hat das heitere Lachen der Jungen und die stille Freude der Alten erlaubt.

Er hat den Besuch des rettenden Arztes bezahlt,

Er hat das Buch geschenkt, das den Knaben belehrt.

Er hat die Jungfrau bekleidet.

Aber er hat auch den Abschiedsbrief geschickt.

Er hat den Mord des Kindes im Mutterschoß bezahlt.

Er teilte den Alkohol aus und schaffte den Trunksüchtigen.

Er hat den Kindern den verbotenen Film vorgeführt und hat die geschmacklose Schallplatte aufgenommen.

Er hat den Jüngling verführt und den Erwachsenen zum Dieb gemacht.

Für ein paar Stunden hat er den Leib einer Frau gekauft.

Er bezahlte die Mordwaffe und die Sargbretter.

O Herr, ich bringe Dir diesen Geldschein dar, in seinen freudvollen und in seinen leidvollen Geheimnissen.

Ich sage Dir Dank für all das Leben und die Freude, die er geschenkt hat,

Ich bitte Dich um Verzeihung für das Böse, das er getan hat.

Vor allem aber, Herr, bringe ich ihn Dir dar für alle Menschenarbeit, für alle Menschenmühe, deren Symbol er ist und die – endlich – morgen, unvergängliche Münze geworden, umgewechselt werden in Dein ewiges Leben.“²

Selbstverständlich entsprechen die Bilder, die Formulierungen und die Beispiele dieses Gebets ganz dem Denken, Fühlen und dem Geschmack der frühen Nachkriegsjahre. Nicht jede Metapher ist wirklich originell. Eine gewisse Tendenz zu Stereotypen und Klischees ist unverkennbar. Doch es geht nicht darum, diesen Entwurf auf einer literarischen Ebene zu beurteilen, sondern auf die spirituelle Kraft aufmerksam zu machen, die der Sichtweise dieser Gebete zu Grund liegt. Die Welt wird nicht aufgeteilt in eine Welt des Sonntags und des Werktags, wovon bereits Hegel im frühen 19. Jahrhundert gewarnt hat, sondern durchgängig als eine unteilbare Wirklichkeit gesehen, die dem Menschen als sein Ort gegeben ist. Diesen Ort gilt es anzunehmen, in seiner ungeschminkten Realität zu sehen und im Licht des Glaubens zu deuten. Exemplarisch wird dies am Beispiel des Geldscheins durchgespielt. Es handelt sich nicht um irgendeinen Geldschein, sondern um einen konkret einmaligen, der auch eine einmalige Geschichte hat. Natürlich kann diese Geschichte nicht rekonstruiert werden. Zwar ist sie seinen „Falten“ eingeschrieben, aber diese werden „nie preisgeben“, was tatsächlich geschehen ist. Dennoch ist diese Geschichte nicht vergangen und vergessen. Sie wird neu ins Bewusstsein gerufen, indem der Geldschein im Gebet in den Horizont Gottes gestellt wird. Mühelos gelingt es der Fantasie, die sozialen Beziehungen lebendig werden zu lassen, in die das Geld verwickelt ist. So wird in der Betrachtung des Geldscheins das gesamte soziale Umfeld lebendig und anschaulich, in das sich der betende Mensch stellt. Das Geld wird weder verherrlicht noch verteufelt, sondern in seiner hohen Bedeutung für den gesellschaftlichen und den persönlichen Lebensprozess bewusst gemacht.

² QUOIST, M., Herr da bin ich. Gebete, Graz-Wien-Köln 1960, 45 f.

4. Nachlese bei Heinrich Heine

Kaum ein klassischer Schriftsteller hat so souverän und in einer solch ironischen Distanz die Abhängigkeit der Gesellschaft, die aus dem Geldbesitz erwachsen kann, mit spitzer Feder zu karikieren gewusst wie Heinrich Heine (1797 – 1856). Ein großartiges Beispiel ist seine glänzend vorgetragene Satire, von ihm „Hoffart“ betitelt:

„O Gräfin Gudel von Gudelfeld,
Dir huldigt die Menschheit, denn du hast Geld!
Du wirst mit viere kutschieren,
Man wird dich bei Hof präsentieren.
Es trägt dich die goldne Karosse
Zum kerzenschimmernden Schlosse;
Es rauschet deine Schleppe
Hinauf die Marmortreppe;
Dort oben, in bunten Reihen,
Da stehen die Diener und schreien:
»Madame la comtesse de Gudelfeld.«
Stolz, in der Hand den Fächer,
Wandelst du durch die Gemächer.
Belastet mit Diamanten
Und Perlen und Brüsseler Kanten,
Dein weißer Busen schwellet
Und freudig überquelllet.
Das ist ein Lächeln und Nicken
Und Knicksen und tiefes Bücken!
Die Herzogin von Pavia,
Die nennt dich: »Cara mia.«
Die Junker und die Schranzen,
Die wollen mit dir tanzen;
Und der Krone witziger Erbe
Ruft laut im Saal: »Süperbe
Schwingt sie den Steiß, die Gudelfeld!«
Doch, Ärmste, hast du einst kein Geld,
Dreht dir den Rücken die ganze Welt.

Es werden die Lakaien
Auf deine Schleppe speien.
Statt Bückling und Scherwenzen
Gibt's nur Impertinenzen.
Die cara mia bekreuzt sich,
Und der Kronprinz ruft und schneuzt sich:
»Nach Knoblauch riecht die Gudelfeld.«³

In seiner Schrift „Die romantische Schule“ fragt Heine: „Besteht nun die heutige Religion in der Geldwerdung Gottes oder in der Gottwerdung des Geldes? Genug, die Leute glauben nur an Geld; nur dem gemünzten Metall, den silbernen und goldenen Hostien, schreiben sie eine Wunderkraft zu; das Geld ist der Anfang und das Ende aller ihrer Werke; und wenn sie ein Gebäude zu errichten haben, so tragen sie große Sorge, dass unter den Grundstein einige Geldstücke, eine Kapsel mit allerlei Münzen, gelegt werden. [...] Ja, wie im Mittelalter alles, die einzelnen Bauwerke ebenso wie das ganze Staats- und Kirchengebäude, auf den Glauben an Blut beruhte, so beruhen alle unsere heutigen Institutionen auf den Glauben an Geld, auf wirkliches Geld. Jenes war Aberglauben, doch dieses ist der bare Egoismus. Ersteren zerstörte die Vernunft, letzteren wird das Gefühl zerstören.“ Mit einem visionär-utopischen Blick fügt er dieser kritischen Sicht hinzu: „Die Grundlage der menschlichen Gesellschaft wird einst eine bessere sein...“⁴ Die neue romantische Wertschätzung des Mittelalters bei einigen Schriftstellern der Romantik deutet er im Sinn eines Einspruches gegen den gegenwärtigen, die gesamte Gesellschaft prägenden Egoismus.

Heine hatte jedoch auch die Fähigkeit der Selbstironie. So schreibt er in seinen „Geständnissen“: „Aber die Repräsentationskosten eines Gottes, der sich nicht lumpen lassen will und weder Leib noch Börse schont, sind ungeheuer; um eine solche Rolle mit Anstand zu spielen, sind besonders zwei Dinge unentbehrlich: viel Geld und viel Gesundheit. Leider geschah es, dass eines Tages – im Februar 1848 – diese beiden Requisiten mir abhandenkamen, und meine Göttlichkeit geriet dadurch sehr in Stocken. Zum Glück war das verehrungswürdige Publikum in jener Zeit mit so großen, unerhörten, fabelhaften Schauspielen beschäftigt, dass dasselbe die Veränderung, die damals mit meiner kleinen Person vorging, nicht besonders bemerken mochte.“⁵

³ HEINE, H., Sämtliche Werke und Briefe, München 1987, Bd. 1, 313.

⁴ HEINE, H., Sämtliche Werke und Briefe, München 1987, Bd. 5, 131.

⁵ HEINE, H., Sämtliche Werke und Briefe, München 1987, Bd. 7, 128.

Was bei Heine fasziniert, ist ein nüchterner Blick für die gesellschaftliche Wirklichkeit seiner Zeit, etwa das immer noch in Geltung befindliche feudale Ritual, während gleichzeitig schon die Risse der alten Gesellschaftsordnung unübersehbar sind. Heine durchschaut die Inszenierungen und er inszeniert sich auch selbst; was ihn jedoch gegenüber vielen anderen auszeichnet, ist die Fähigkeit zu Selbstironie und Selbstkritik bis in seine letzten Lebenstage. Wie wenige andere durchschaut er den unaufhaltsamen Trend der Gesellschaft zur alles bestimmenden Macht des Geldes, das die alten Autoritäten abgelöst hat. Mit einem kritischen Ton stellt er fest: „Die böse Welt, die so verdorben, / Verlass ich bald, die böse Welt. / Ich merke: hat der Mensch kein Geld, / So ist der Mensch schon halb gestorben.“⁶ Natürlich bleiben die Äußerungen von Heinrich Heine immer ironisch gebrochen. Er trägt seine Einsichten spielerisch, manchmal bissig, fast immer ästhetisch-brillant mit einem Anspruch auf Geltung vor, dem jedoch alles Pathos fremd ist und der Widerspruch verträgt, ja nicht selten herausfordert.

5. Wie Schurken Gutes bewirken können

Ein bemerkenswerter Autor der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert ist der in Rotterdam geborene Arzt und Schriftsteller Bernard Mandeville (1670 – 1733). Bekannt wurde er mit seiner so genannten „Bienenfabel“. Die Theorie, die diese kleine Fabel enthält, wurde als skandalös empfunden, weil sie alle Gesetze eines moralischen Handelns auf den Kopf zu stellen scheint. Mandevilles Buch präsentiert sich als Kommentar zu einem Flugblatt, das seit 1705 in London im Umlauf war, und den Titel trug: „Der unzufriedene Bienenstock oder Die ehrlich gewordenen Schurken“. Es geht um einen Bienenstock – unschwer als ein Bild Englands erkennbar –, der in ökonomischer Hinsicht gerade deswegen floriert, weil jeder am Wirtschaftsprozess Beteiligte genau das Gegenteil dessen tut, was er nach den Regeln der Moral zu tun hätte. So bewirken im Grunde Laster wie Verschwendungssucht, Völlerei und Korruption einen enormen Aufschwung der Wirtschaft. Die Fabel berichtet, dass sich die ehrlich gebliebenen Bienen angesichts dieses unsittlichen Treibens an die Götter wenden, damit der frühere, tugendhafte Zustand wieder hergestellt wird. Die Götter gehen auf die Bitte der ehrlichen Bienen ein, und damit ist es mit der ökonomischen Blüte vorbei. Und die „Moral“ der Fabel: „Stolz, Luxus und Betrugerei / Muss sein, damit ein Volk gedeih‘. [...] Mit Tugend bloß kommt man nicht weit; / Wer wünscht, dass eine goldene Zeit / Zurückkehrt, sollte nicht vergessen: / Man musste damals Eicheln essen.“⁷

⁶ HEINE, H., Sämtliche Werke und Briefe, München 1987, Bd. 2, 235.

⁷ MANDEVILLE, B., Die Bienenfabel oder Private Laster, öffentliche Vorteile, Frankfurt/ Main 1980, 92.

Immanuel Kant hat Mandeville gekannt und als einen Autor eingeschätzt, dem es um die Erklärung des menschlichen Verhaltens aus der Anpassung an die tatsächlichen Regeln der Gesellschaft gehe. Mandevilles Intention geht freilich über diese Einordnung hinaus. Ihm geht es um eine Theorie des „wirklichen Lebens“, das er beobachtet und dessen Funktionalität er zu bestimmen sucht. Tatsächlich vertritt er die These, dass es „gerade [des Menschen] schlechteste [...] und am meisten verabscheute [...] Eigenschaften sind“, die ihn „zur Bildung großer und, wie man sagt, glücklicher und blühender Gemeinschaften“ befähigen. Genau dies traut er den sogenannten Tugenden, wie dem „Geselligkeitstrieb“, dem „Mitleid“, dem „Wohlwollen“ nicht zu⁸. Mandeville widersprach damit den Lehrern der Moral seiner Zeit wie Shaftesbury oder Hutcheson, die eine Grundlegung der Moral dadurch versuchten, dass sie auf untrügliche, unmittelbare, sittliche Gewissheit zu rekurrieren versuchten.

Mandeville entwirft das Bild einer „verkehrten Welt“, verkehrt insbesondere gegenüber den Anhängern der calvinistischen Ethik, für die der weltliche Segen das Zeichen der Erwählung Gottes ist. Dagegen hält Mandeville seinen Befund, dass es nicht die tugendhaften Menschen sind, sondern die von sich Eingenommenen, die Betrüger und Gewalttäter, die mit ihrem Verhalten den ökonomischen Betrieb am Laufen halten. Es ist also nicht das neustoischristliche Ideal der Selbstlosigkeit, sondern im Gegenteil die Selbstsucht, die den Markt beherrscht und seinen Betrieb garantiert.

Was Mandeville eindrucksvoll demonstriert, ist die Einsicht, dass es zum Verständnis des sozialen Lebens nicht ausreicht, moralische Normen zu verkünden. Es komme vielmehr darauf an, die Motive des Handelns auf der Bühne des Lebens zu eruieren und in Rechnung zu stellen. Zwischen diesen tatsächlichen Motiven und den offiziell geltenden sittlichen Normen müsse mit einer Differenz gerechnet werden. Zudem seien das subjektive Wollen und das objektive Resultat keineswegs identisch.

Um dem Anliegen von Mandeville gerecht zu werden, muss gesagt werden, dass er das von ihm beschriebene ökonomische Geschehen nicht einfach sanktioniert, oder in ihm gar eine Quelle von „Offenbarungen“ sehen will, wie das nach ihm verschiedene Wirtschaftstheoretiker tatsächlich getan haben. Mandeville empfiehlt vielmehr eine Steuerung des Marktes durch politische Interventionen. Mit seiner eigenwilligen Theorie will er auf die tatsächliche Dialektik des sozialen Lebens aufmerksam machen, das keineswegs idealen Prinzipien folgt, sondern sich in Widersprüchen entwickelt.

⁸ MANDEVILLE, B., Die Bienenfabel oder Private Laster, öffentliche Vorteile, Frankfurt/ Main 1980, 58.

6. Der Symbolwert des Geldes

In diesem Zusammenhang sei auf eine bemerkenswerte kulturphilosophische Perspektive aufmerksam gemacht, die Georg Simmel (1858 – 1918) entwickelt und in seinem Werk „Philosophie des Geldes“ dargelegt hat. Simmel nennt das Geld den „existierenden Relativismus“ der Dinge und sieht in ihm einen entscheidenden Schlüssel zum Verständnis der Welt, in der wir leben. Geld ist das symbolische Band, das alle Dinge der Gesellschaft hinsichtlich ihrer Werthaltigkeit zusammenbindet. In diesem Sinn trifft der berühmte Song „Money makes the world go round“, von der amerikanischen Filmschauspielerin Liza Minelli 1972 in dem Musical „Cabaret“ so glänzend interpretiert, dass sie später fast nur noch mit dieser Rolle assoziiert wurde, den gesellschaftlichen Mechanismus erstaunlich gut. Simmel legt Wert darauf, seine Analysen nicht als Ökonom vorzutragen, dem es vor allem um den Aufweis der Funktionalität des Wirtschaftsgeschehens geht, sondern als Philosoph, der den Gesamtzusammenhang des Lebens in den Blick nehmen möchte. Simmel sieht das Geld daher vor allem als eine sinnvermittelnde Größe. Er will es als eine zentrale Kulturtatsache verstehen, an der sich die Logik der Verhältnisse und das Selbstbewusstsein des Menschen in seiner Stellung zur äußeren Welt ablesen lässt. Nach Simmel leben wir in einer „flüssig“ gewordenen Welt. Dabei knüpft er an ein Schlagwort des Neukantianers Ernst Cassirer an, dass wir – sozial gesehen – den Weg von der „Substanz“ zur „Funktion“ bereits beschritten haben. Das Geld aber sei ein entscheidender Bahnbrecher dieses Weges. Was sich beim Geld selbst beobachten lässt, dass nämlich dessen „Substanzwert“ (etwa die Deckung durch Gold) gegenüber dem Symbolwert (also der Prognose, was es zu bewirken vermag) immer mehr zurückgetreten sei, gelte entsprechend auch für die Gesellschaft. Ein entscheidender Faktor sei die „Qualitätstendenz“ des Geldes, nämlich die möglichst „restlose“ Reduktion qualitativer auf quantitative Beziehungen. Simmel sagt: „So erreicht auch hier eine der großen Tendenzen des Lebens – die Reduktion der Qualität auf die Quantität – im Geld ihre äußerste und allein restlose Darstellung: auch hier erscheint es als der Höhepunkt einer geistesgeschichtlichen Entwicklungsreihe, der die Richtung derselben erst unzweideutig festlegt“⁹.

Eine der Quintessenzen seiner Analysen bringt Simmel auf die Formel: „Je mehr das Leben der Gesellschaft ein geldwirtschaftliches wird, desto wirksamer und deutlicher prägt sich in dem bewussten Leben der relativistische Charakter des Seins aus, da das Geld nichts anderes ist, als die in einem Sondergebilde verkörperte Relativität der wirtschaftlichen Gegenstände, die ihren Wert bedeutet.“¹⁰

⁹ SIMMEL, G., Philosophie des Geldes, Leipzig 1900, 294.

¹⁰ SIMMEL, G., Philosophie des Geldes, Leipzig 1900, 585.

7. Das Geld zwischen Vergötzung und Verteufelung

Die moralische Verurteilung der Geldwirtschaft ist so alt wie diese selbst. Durch die ganze Kulturgeschichte hindurch lässt sich eine rote Linie verfolgen, wie das Geld in unterschiedlichsten Formen als Ursache des Übels in der Welt angesehen und verteufelt wird. Auch die Armutsbewegungen des Mittelalters, die Umberto Eco in seinem Roman „Der Name der Rose“ so anschaulich in Szene gesetzt hat, stehen unter dem Zeichen eines radikalen Widerspruchs gegen das Kapital und den Umgang mit ihm. Durch die Geldwirtschaft sehen sie nicht nur den Kern der biblischen Botschaft gefährdet, sondern die Humanität insgesamt. Die Konsequenz bedeutet, auf den Umgang mit Geld vollständig zu verzichten und damit – wenigstens zu einem gewissen Teil – aus der Gesellschaft und ihren Spielregeln auszusteigen.

Die entgegengesetzte Form des Umgangs mit dem Geld besteht darin, das Thema Geld vollständig aus dem Bereich dessen, was für das Heil des Menschen relevant ist, herauszuhalten. Man kann zwar nicht auf den Umgang mit Geld verzichten, aber dieser Bereich wird vollständig von allem, was mit Gott und seiner Schöpfung zu tun hat, abgespalten. Faktisch bekommt damit das Geld eine geheime Bedeutung, die kaum reflektiert und deren theologische Bedeutung schlichtweg bestritten wird. Der Weg, den die Kirche des Spätmittelalters zu beschreiten versuchte, nämlich die Geldwirtschaft auch für den Bereich des Heiligen und des Sakralen anschlussfähig zu machen, indem nicht nur kirchliche Ämter und Pfründen verkauft wurden sondern auch Ablassbriefe, die suggerieren mussten, dass das Heil selbst käuflich sei, führten in eine tiefe Vertrauenskrise der Kirche insgesamt, die von den Reformatoren als Institution radikal in Frage gestellt und in ihrer theologischen Bedeutung drastisch abgewertet wurde. Augenfalliger hätte nicht mehr demonstriert werden können, dass dieser Weg, den Bereich des Sakralen mit jenem des Ökonomischen zu vernetzen, nicht gangbar war.

Dennoch bleibt die Frage, wie in einem theologischen Sinn mit dem Thema „Geld“ umgegangen werden soll, ohne im Sinn eines Klischees entweder in die Sackgasse der Verteufelung, noch in jene der faktischen Vergötzung des Geldes zu geraten. Ignatius von Loyola, Zeitgenosse Luthers und Gründer und Initiator eines der bedeutendsten Orden, der sich jemals in der Kirche organisiert hat, kennt die vom Evangelium inspirierten Ideale der alten Mönchsorden. Diese Orden lehnen zwar für den Einzelnen jede Form des Besitzes ab, gehen jedoch im kollektiven Sinn erstaunlich großzügig mit dem Gelübde der Armut um, sodass zwar das einzelne Ordensmitglied keinen persönlichen Besitz hat, das Kloster als Ganzes jedoch über einen beträchtlichen Reichtum verfügen kann. Ignatius sucht in seiner Spiritualität einen anderen Weg. Ihm kommt es weniger auf das äußere Zeichen, als vielmehr auf die innere Haltung an. So sucht er in seinen Exerzitien eine vollkommene innere Freiheit gegenüber dem Besitz ein-

zuüben, so dass der Einzelne zwar über Besitz verfügen kann, sich jedoch nicht von diesem abhängig macht, oder sich an diesen zu binden sucht. Ignatius spricht von der Haltung zum Besitz, „als besäße man nicht“. Der Grat ist schmal, sich in der Illusion einer inneren Freiheit gegenüber Geld und Besitz zu fühlen, diese aber faktisch doch über sich bestimmen zu lassen. Dennoch erscheint mir die spirituelle Grundhaltung, die Ignatius einzuüben sucht, bemerkenswert. Sucht sie doch nach einem anspruchsvollen Mittelweg zwischen hochproblematischen Extremen.

Die römisch-katholische Kirche hat in ihrer Geschichte zwar immer an den evangelischen Räten Armut, Keuschheit und Gehorsam festgehalten, stand jedoch oft genug in der Gefahr, diese Lebensform in der Weise zu institutionalisieren, dass auf eine bestimmten Personengruppe, nämlich die Orden, ausgelagert wurde, so dass sich die Kirche als ganze kaum oder zu wenig an der Lebensweise Jesu orientierte, sondern sich im Rahmen der jeweiligen Zeit und Gesellschaft erstaunlich unbekümmert auf die Spielregeln der Welt einließ.

8. Das Geld und seine lebensgeschichtliche Bedeutung

Im Jahr 1806 brachte Johann Wolfgang von Goethe in lyrischer Form eine ihm wichtige Einsicht zu Papier. Er überschrieb sein Gedicht „Vanitas! Vanitatum vanitas!“ und beginnt:

„Ich hab mein Sach auf Nichts gestellt.

Juchhe!

Drum ist's so wohl mir in der Welt.

Juchhe!

Und wer will mein Kamerade sein,

Der stoße mit an, der stimme mit ein

Bei dieser Neige Wein.

Ich stellt mein Sach auf Geld und Gut.

Juchhe!

Darüber verlor ich Freud und Mut.

O weh!

Die Münze rollte hier und dort,

Und hascht ich sie an einem Ort,

Am andern war sie fort.“¹¹

Im Folgenden spielt er dann – aus einer männlichen Perspektive – die unterschiedlichen Wertgefüge durch, die einem Leben Sinn zu geben versprechen: nach dem Geld die Frauen, dann die Reisen in fremde Länder, schließlich „Ruhm und Ehre“ und am Ende „Kampf und Sieg“. Die Erfahrung in all diesen Lebensbereichen ist die nämliche: die hoch gesteckten Erwartungen erfüllen sich nicht. Die Enttäuschung angesichts der realen Wirklichkeit macht die Illusion gründlich zunichte, hier Erfüllung des Lebens erwarten zu dürfen. Jeder der genannten Erfahrungsbereiche ist mit schmerzlichen Verlufterfahrungen verbunden: Das Geld zer rinnt ihm unter den Fingern, beim Knüpfen von Beziehungen zum andern Geschlecht erlebt er „viel Ungemach“, auf der Reise ist die Kost fremd und das Bett schlecht und die Kommunikation ein Problem, denn er fühlt sich von „niemand“ verstanden. Die Suche nach Ruhm und Ehre endet mit Verachtung und sozialer Ausgrenzung, und der Tatendrang, sich kriegerisch hervorzutun, endet mit dem Verlust eines Beines, macht ihn also zum Krüppel, sodass das Gegenteil des Erwarteten eingetreten ist: die Lebensmöglichkeiten sind nicht gesteigert, sondern schmerzlich eingeschränkt worden. Die Erfahrung der Kontingenz, nämlich der radikalen Bedingtheit der Welt, ist durchgängig.

Es wäre zu kurzschlüssig, bei diesen Zeilen von einer nihilistischen Grundeinstellung zu sprechen, denn dieser lyrische Text von Goethe beansprucht – ganz im Gegensatz zur Intention von Max Stirner (alias Johann Caspar Schmidt, 1806 – 1856), der dieses Wort „Ich hab mein Sach auf Nichts gestellt“ später wieder aufgreift – nicht ein metaphysisches Gesamtkonzept zu entwerfen, sondern eine Lebenserfahrung authentisch zum Ausdruck zu bringen. Auch die naheliegende Verbindung, die nicht von der Hand zu weisen ist, dass Goethe hier das Wort eines kirchlichen Hymnus „Ich hab' mein' Sach' Gott heimgestellt“ zitiert, sollte nicht zu einer metaphysischen Interpretation verleiten. Auf den ersten Blick könnte der Zwischenruf „Juchhe!“ befremden. Hält man sich jedoch die literarische Gattung eines Trinklieds – vergleichbar dem bekannten, 1781 entstandenen Studentenlied „Gaudeamus igitur“ – vor Augen, dann macht dieser expressive Ausdruck von Lebensfreude durchaus Sinn, ja er steigert den Kontrast zwischen den im Lied geschilderten Erfahrungen der Vergeblichkeit und dem „Trotzdem“ eines Lebens- und Überlebenswillens, sich nicht der Resignation und Verzweiflung zu überlassen.

Die eigne „Sach auf Nichts gestellt“ zu haben, meint für seinen Lebensentwurf selbst Verantwortung und Sorge übernehmen zu müssen. Die falschen Illusionen, die eine Erfüllung des

¹¹ GOETHE, J.W., Gedichte. Ausgabe letzter Hand, Berliner Ausgabe Bd. 1, 92.

Lebens im Rahmen einer konkreten gesellschaftlichen Lebenssituation versprechen, sind durchschaut, doch gleichzeitig ist dem Subjekt die Last der Verantwortung für sich selbst aufgebürdet. So gesehen lässt sich Goethes Erfahrung als eine ansatzweise Vorwegnahme einer existentialistischen Lebenshaltung interpretieren.

Vor dem Hintergrund dieser Einsicht, dass „nichts“ von allem, das uns in unserer Erfahrungswelt begegnet – und das gilt in eminentem Sinn von den ökonomischen Ressourcen –, unserem Leben definitiv Sinn und Bedeutung zu geben vermag, sei abschließend auf die Perikope von der Zulässigkeit, dem Kaiser Steuern zu zahlen, hingewiesen: „Und sie kommen und sagen zu ihm: Meister, wir wissen, dass du wahrhaft bist und auf niemand Rücksicht nimmst; denn du siehst die Person der Menschen nicht an, sondern lehrst den Weg Gottes nach der Wahrheit. Ist es erlaubt, dem Kaiser Steuer zu geben, oder nicht? Sollen wir sie geben oder nicht geben? Da er aber ihre Heuchelei kannte, sprach er zu ihnen: Was versucht ihr mich? Bringet mir einen Denar, damit ich ihn sehe! Da brachten sie einen. Und er sagte zu ihnen: Wessen ist dies Bild und die Aufschrift? Sie antworteten ihm: Des Kaisers. Da sprach Jesus zu ihnen: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist! Und sie wunderten sich über ihn.“ (Mk 12, 14-17) Vordergründig geht es in dieser Perikope um die Steuerfrage. Hintergründig um die Stellung des Geldes in der – römisch beherrschten – Gesellschaft und im Leben der Einzelnen. Mehrfach wurde auf die Beobachtung hingewiesen, dass Jesus, wenn er nach einem Denar fragt, nicht in die eigene Tasche greifen kann, wohl aber seine Gesprächspartner. Mit anderen Worten, dass sich die Heuchelei eben darin zeigt, dass sie, die tatsächlich Geld besitzen, von ihm, der keines besitzt, sich über den rechten Umgang mit den ökonomischen Ressourcen belehren lassen wollen. Nun wäre der Sinn dieser Antwort Jesu sicher missdeutet, wenn man daraus eine Aufteilung der Lebenswirklichkeit in „zwei Reiche“, eines des Kaisers, also der irdischen Wirklichkeiten, und eines Gottes, also der jenseitigen, himmlischen Wirklichkeiten, schließen wollte. Denn genau das Gegenteil davon ist intendiert: „Gott“ wird nicht als Instanz einer jenseitigen Wirklichkeit angesprochen, sondern als Herr der ganzen Schöpfung. Damit sind die realen Gegebenheiten, also auch die Herrschaft des römischen Kaisers, in ihrer Bedeutung und in ihrer Eigengesetzlichkeit nicht geleugnet, aber radikal relativiert. Sie haben keinen absoluten, sondern nur einen sehr begrenzten Anspruch auf den Menschen. In erster Linie zielt jedoch das Wort Jesu die Befreiung des Menschen aus allen Zwängen an, wie immer diese auch aufscheinen und begründet werden. Damit ist dann auch dem Geld sein Ort angewiesen, nicht mehr und nicht weniger.

**Profil der
Linzer WiEGe Reihe. Beiträge zu Wirtschaft – Ethik – Gesellschaft**

Wirtschaftliche Liberalisierung und Globalisierung sowie gesellschaftliche Pluralisierung und Segmentierung sind die zunehmend prägenden Faktoren des individuellen und gesellschaftlichen Lebens. Als „Zeichen der Zeit“ sind sie eine große Herausforderung für die politischen Kräfte und stellen einen wesentlichen Kontext theologischer und ethischer Reflexion dar.

Der Schwerpunkt Wirtschaft – Ethik – Gesellschaft (WiEGe) an der Katholisch-Theologischen Privatuniversität Linz bezeichnet daher ein dreifaches Interesse, an dem sich die „Linzer WiEGe Reihe“ orientiert:

- a) Die spezifische Fragestellung: Ökonomische und gesellschaftliche Entwicklungen sollen im Blick auf Leitvorstellungen gelingenden Lebens gedeutet und interpretiert werden.
- b) Der besondere theologische Blickwinkel: Das kritische und motivierende Potenzial des Glaubens an einen Gott, der vor allem auf die Schwachen und Benachteiligten schaut, soll reflektiert und erschlossen werden.
- c) Die interdisziplinäre Ausrichtung: Die Zusammenarbeit mit den sozial- und wirtschaftswissenschaftlichen Disziplinen will die Fragestellungen und Erkenntnisse einzelner Fächer durch deren Vernetzung fruchtbar machen und weiterentwickeln.

Die „Linzer WiEGe Reihe“ versteht sich als eine Plattform, die Ergebnisse des Studien- und Forschungsschwerpunkts WiEGe zu dokumentieren und einem breiteren Publikum zugänglich zu machen.

Band 1: Ansgar Kreuzer (2008), Mehr als ein Gefühl vagen Mitleids. Christliche Beiträge zu Begriff und Praxis heutiger Solidarität.

Band 2: Michael Rosenberger (2011), „Es sollte genügen“ (RB 39,1; 40,3; 55,4). Elemente eines nachhaltigen Lebensstils in der Regel Benedikts.